

Niklas Reinken: Die Grammatik der Handschriften, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2023 (Germanistische Bibliothek 79; zugl. Diss. Universität Oldenburg), 174 S.

In kulturpessimistischen Schlagzeilen wird ihr oft der nahende Tod prophezeit, doch die Handschrift „lebt und ist gesund“¹ – zumindest, was ihre Verwendung in vielen unterschiedlichen Situationen und Kontexten des alltäglichen Lebens betrifft. Ihre Einbindung in – synchron orientierte – sprachwissenschaftliche Fragestellungen steht dazu in starkem Kontrast, denn hier „werden Handschriften systematisch ausgeklammert“.² Begründet wird dies oft mit ihrem Variationsreichtum sowie der Schwierigkeit, diesen methodisch und theoretisch zu fassen. In seiner innovativen Dissertation will Niklas Reinken beweisen, dass uns dadurch einige systematische Eigenschaften an der Schnittstelle zwischen der Handschrift und sprachlichen Ebenen wie bspw. der Morphologie entgehen – was ihm größtenteils gelingt.

Die Einleitung (Kapitel 1, S. 11–26) eröffnet gemäß ihrem Untertitel das Thema „Handschrift als visuelle Sprache“ (S. 11).³ Hier unterstreicht der Verfasser die Neuartigkeit seiner Untersuchung, wenn er feststellt, dass „ausgerechnet die Linguistik Handschriften in ihrer Materialität wenig Platz einräumt“ (S. 11), und das, obwohl die Schriftlinguistik seit den 1980er Jahren und insbesondere in den letzten 20 Jahren einen starken Aufschwung erfahren hat (vorrangig im deutschsprachigen Raum). Die Handschrift bleibt damit „das Stiefkind des Stiefkindes; sie wurde von der Graphematik lange ebenso vernachlässigt wie die Graphematik von der übrigen linguistischen Forschung“ (S. 12) – wobei ‚linguistisch‘ hier eng im Sinne von ‚systemlinguistisch‘ gefasst wird. Handschrift und Handschreiben werden zwar thematisiert, doch geschieht dies vor allem in sozio- und diskurslinguistischen Arbeiten, die den Fokus auf sozial-kommunikative Funktionen sowie die diskursive Bearbeitung handschriftlicher Variation legen.⁴ Dem Verfasser geht es aber gerade um eine grammatische Perspektive; konkret will er untersuchen, „[w]ie handschriftliche graphetische Variation auf grammatische Einheiten bezogen [ist]“ (S. 15).

Im einleitenden Kapitel werden hierzu einige Grundsteine gelegt, die aus schriftlinguistischer Perspektive z.T. trivial anmuten, in einem globaleren linguistischen Kontext aber immer noch unterstrichen werden müssen – und es bleibt zu hoffen, dass die vorliegende Arbeit eine breite Rezeption finden wird. So wird

¹ Steve Graham: *Handwriting instruction. A commentary on five studies*, in: *Reading and Writing* 31, 2018, Heft 6, S. 1367–1377, hier: S. 1367: „Handwriting is Alive and Healthy!“ (Übersetzung D. M.).

² Nanna Fuhrhop, Jörg Peters: *Einführung in die Phonologie und Graphematik*, 2., akt. u. erw. Aufl., Stuttgart 2023, hier: S. 189.

³ In Anbetracht dieses Untertitels zeigt sich also bereits hier ein Fokus auf die Rezeptionsseite – es geht um Schrift, nicht um das Schreiben.

⁴ Ein Beispiel, das auch der Verfasser thematisiert, ist Andi Gredig: *Schreiben mit der Hand. Begriffe – Diskurs – Praktiken*, Berlin 2021.

festgestellt, dass Schrift Glottographie ist, d.h. die graphische Repräsentation von Sprache, und dass demnach verschiedene komplexe Form-Funktions-Korrespondenzen beobachtet werden können, sowohl innerhalb der Schrift, d.h. an der Graphetik-Graphematik-Schnittstelle, als auch zwischen der Schrift und anderen sprachlichen Ebenen. Die Druckschrift, auf der ein Gros der (rezeptionsbasierten) graphema)tischen Forschung beruht, ist hier deutlich ärmer in ihrem Potenzial, unterschiedliche Funktionen einer Einheit – bspw. des <e> – visuell zu markieren, während eben „Handschriften mit ihrer ungleich größeren Variationsfreiheit [...] durchaus einige Möglichkeiten dazu“ böten (S. 15). Notwendige Unterscheidungen und Definitionen werden in den Unterkapiteln „Graphematik, Graphetik, Graphologie, Graphometrik“ (Kap. 1.1, S. 16–19) und „Handschrift und Druckschrift“ (Kap. 1.2, S. 19–21) vorgenommen; in Letzterem wird das dynamische Forminventar von/in Handschriften als Hauptkriterium zur Unterscheidung von Druckschriften – und deren Prinzip der Varianzvermeidung – festgelegt.

Im Unterkapitel „Gang und Grenzen der Untersuchung“ (1.3, S. 21–26) werden vorausschauend ihre Daten und Methode(n) skizziert, was bereits eine der größten Leistungen der Arbeit verdeutlicht: Reinken hat eigens für sie ein „auf Buchstabenebene tokenisiertes Korpus“ erstellt (S. 21), eine Vorgehensweise, die samt den damit verbundenen Überlegungen und Entscheidungen zweifelsohne für Folgeuntersuchungen wegweisend sein wird. Es werden inter-individuelle Schriftmerkmale in 100 Abituraufsätzen analysiert, für die nicht nur in Bezug auf linguistische Aspekte (bspw. verwendete Register) ⁵ relative Homogenität angenommen werden kann, sondern auch bezüglich der ebenfalls wichtigen externen Schreibsituation. Zudem ist die Arbeit „beschränkt [...] auf Wörter und deren Bestandteile“, „syntaktische Bezüge stehen nicht im Fokus“ (S. 23). Und als germanistische Dissertation hat sie wenig überraschend das Deutsche als Gegenstand, obgleich „nichts dagegen [spricht], auch andere Sprachen bzw. Alphabete auf diese Weise zu untersuchen“ (S. 25) – was sich für die Überprüfung der Aussagekraft der einzelsprachlichen Ergebnisse in einem nächsten Schritt als zentral erweisen wird.

Das zweite Kapitel ist der Theorie gewidmet, die in unterschiedlichen „Perspektiven auf Handschrift“ (so der Untertitel, S. 27) aufgearbeitet wird: der systematischen (Kap. 2.1, S. 27–47), psycholinguistischen (Kap. 2.2, S. 48–61), historischen (Kap. 2.3, S. 61–69) und pädagogischen (Kap. 2.4, S. 69–74). Erstere nimmt auf 20 Seiten deutlich den meisten Raum ein. Nach einer kategorialen Klärung der graphetischen Grundkonzepte *Buchstabe*, *Graph* und *Grundform* sowie deren

⁵ Es wirkt etwas reduktiv, dass in der Arbeit von der Handschrift als einem Register gesprochen wird (vgl. S. 12). Allein die Entscheidung, analog mit der Hand zu schreiben (statt bspw. auf einer Tastatur zu tippen), mag Konnotationen tragen, doch ist die Handschrift insgesamt wohl eher eine Materialisierungsform von Schrift, in der ganz unterschiedliche Register realisiert werden können.

Beziehung untereinander – was auch eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der *Allographie* notwendig macht – geht der Verfasser hierarchisch vor und stellt graphema(tische) und damit korrespondierende (phonologische, morphologische, ...) Einheiten von den kleinsten (Formelemente wie Köpfe und Kodas) bis zu den größten (Wörter) vor. Hier baut er auf den Erkenntnissen der jüngeren deutschen Graphematik auf, u.a. dem Allgemeinen Graphematischen Silbenbaugesetz⁶ und dem suprasegmentalen graphematischen Modell,⁷ das analog zu phonologischen Modellen strukturiert ist und Fuß- und Silbenstrukturen besondere Relevanz beimisst.

Während die Präsentation der (schrift)linguistischen Perspektive sachdienlich ist, da sich der empirische Teil wesentlich daraus speist, sind die anderen behandelten Perspektiven in deutlich geringerem Maße relevant, was etwas den Duktus einer Abschlussarbeit und damit verbundene Bemühungen, das Thema bis in alle Ecken auszuleuchten, widerspiegelt. Obgleich bspw. die eigene empirische Untersuchung Schreibprodukte betrachtet, stehen im psycholinguistischen Unterkapitel (2.2) dynamische Schreibprozesse sowie im Anschluss auch die Rezeption von Handschrift im Vordergrund. Vor allem die peripheren und zentralen Prozesse des Handschreibens sind zweifelsohne auch für eine Produktanalyse zentral, da ihre Spuren ja oft noch im Produkt sichtbar bleiben, doch ist dies eine Evidenz, auf die in der vorliegenden Arbeit aufgrund der Natur der vorhandenen Daten und der korpuslinguistischen Methodik (verständlicherweise) nicht – oder nur im Sinne von erklärenden Vermutungen – zurückgegriffen wird. Da die Arbeit aber nicht nur als Einzeluntersuchung zu verstehen ist, sondern als Muster für zukünftige Forschung im Bereich der Handschriftlichkeit, ist die Behandlung dieser prozessorientierten Aspekte dennoch sinnvoll. Und auch wenn Reinken nicht explizit darauf eingeht, so zeigt sich in diesem Abschnitt deutlich, dass die im Rahmen der systematischen Perspektive (2.1) vorgestellten deskriptiven Konzepte psycholinguistisch real sind,⁸ was die Kohärenz und Aussagekraft des gesamten interdisziplinären Rahmens stärkt.

Von marginaler Relevanz für die Arbeit insgesamt ist der verhältnismäßig knappe Exkurs in eine historische Perspektive (Kap. 2.3), der früh bei den ägyptischen Hieroglyphen ansetzt. Hier werden einige diachrone Tendenzen aufgezeigt, die vor allem typologischer Natur sind (z.B. die Entwicklung von Vokalgraphemen), dafür

⁶ Vgl. Nanna Fuhrhop, Franziska Buchmann: Graphematische Silbe, in: Handbuch Laut, Gebärde, Buchstabe, hg. v. Ulrike Domahs, Beatrice Primus, Berlin, Boston 2016, S. 356–376.

⁷ Vgl. Kristian Berg, Beatrice Primus, Lutz Wagner: Buchstabenmerkmal, Buchstabe, Graphem, in: Handbuch [Anm. 6], S. 337–355.

⁸ Ein Beispiel hierfür ist die Einheit der Grundform, deren Annahme auf topologischen Eigenschaften beruht, die im Schreibprozess „weniger anfällig für Variationen sind als Merkmale wie Größe, Neigung, Rundung und Geschwindigkeit“ (S. 51). Zum Verhältnis von deskriptiven schriftlinguistischen Einheiten und deren psychologischer Relevanz siehe auch Dimitrios Meletis, Christa Dürscheid: *Writing Systems and Their Use. An Overview of Grapholinguistics*, Berlin, Boston 2022, S. 165–170.

vermisst man (weniger kursorische) Ausführungen zur formalen Entwicklung des Schreibens mit der Hand sowie der allmählichen diachronen Verzahnung von handschriftlichen und sprachlichen bzw. grammatischen Strukturen, welche ja im Zentrum der Untersuchung steht. Auch die Relevanz der – durchaus interessanten – Vorstellung verschiedener römischer Schriften erschließt sich nicht ganz. Zudem haben sich einige terminologische und inhaltliche Ungereimtheiten in das Unterkapitel eingeschlichen.⁹ Der Verfasser thematisiert an dessen Ende kurz, dass „die Produktion von Texten [...] technisiert [wurde]“ (S. 68), doch werden die jüngsten Entwicklungen des Handschreibens (und damit auch der Handschrift) im Kontext digitaler Technologien und ihrer Affordanzen und Schreibmethoden wie Tippen oder Wischen auf Touchscreens komplett ausgespart, obwohl sie für jene Schüler*innen, deren handschriftliche Daten das Korpus ausmachen, vermutlich relevant gewesen wären.

Als letzte wird – ebenfalls eher kurz – die pädagogische Perspektive (2.4) eingenommen, insbesondere die Fragen, wie Handschrift gelehrt und gelernt wird. Im Zentrum stehen hier verschiedene Schulschriften und die damit verknüpfte Frage der Verbundenheit solcher Schriften. Das Fazit des Verfassers ist, dass „es im Allgemeinen für die teilverbundenen Schriften die wenigsten Nachteile in der Schreibgeschwindigkeit sowie in der Formstabilität zu geben [scheint]“ (S. 76), was sich darin widerspiegelt, dass sie sich bei vielen Schreibenden im Laufe ihrer individuellen Schreibentwicklung durchsetzen.

Die Methodik der Untersuchung (bzw. ein Teil davon) wird im dritten Kapitel behandelt, das passenderweise den Untertitel „Die Vermessung der Handschrift“ (S. 77) trägt. Hier stellt der Verfasser zunächst zwei Arten graphetischer Variation vor: „Einerseits kann es um die Variation der Grundform eines Graphen gehen, andererseits um Variation hinsichtlich der Verbindung zweier Graphen. Ersteres soll paradigmatische Variation genannt werden, letzteres syntagmatische Variation“ (S. 77); beide Arten spielen in der anschließenden Diskussion der Ergebnisse eine Rolle. In einem kurzen Unterkapitel (3.1, S. 80–82) werden dann einige Eigenschaften der 100 untersuchten Abituraufsätze aus den Jahren 2003, 2008 und 2013 präsentiert, welche aus dem *GraphVar*-Korpus¹⁰ stammen und von denen jeweils nur die erste und letzte vollständige Seite in das Korpus aufgenommen wurden (vgl. S. 81). Darauf folgt die „Kategorisierung der Buchstabenformen“ (3.2, S. 82–100), eine sehr ausführliche und größtenteils überzeugende Darstellung der Kategorien und Entscheidungen, die

⁹ So war bspw. das phönizische „Alphabet“ kein Abugida-Schriftsystem (wie auf S. 64 behauptet), sondern ein Abjad. Vage bzw. z.T. inkonsistent bleiben auch die Bedeutungen von Termini wie „Schrifttypen“ (S. 61), „Zeichen“ (S. 63), „Schriften“ (S. 65). Angesichts der vielen unterschiedlichen Verwendungen dieser Termini sollten diese selbst in schriftlinguistischen Arbeiten immer konkret definiert werden.

¹⁰ Informationen zum Korpus sind zu finden unter: <https://graphvar.uni-bonn.de> (zuletzt am 29.09.2023).

schließlich eine genaue formale Beschreibung der (teilweise zahlreichen)¹¹ Grundformen eines Graphems und damit das Erfassen von paradigmatischer Variation ermöglichen. Hier orientiert sich der Verfasser allen voran an den richtungsweisenden Arbeiten von Beatrice Primus,¹² zieht aber an vielen Stellen auch andere Evidenz heran (z.B. typographische Gestaltungspraktiken, vgl. S. 84), um seine Vorgehensweise zu stützen, was in einem stimmigen methodischen Gesamtbild mündet. Am Ende des Kapitels wird die linguistische Annotation der Daten erläutert (3.3), wobei Annotationen in dieser Arbeit „nicht die Beschreibung unmittelbarer Beobachtungen [sind], sondern schon Interpretationen der sprachlichen Daten“ (S. 100). Explizit thematisiert werden hier die phonologische sowie die morphologische Annotation sowie die Validierung der Annotationen (mithilfe des *intra-annotator-agreement*, vgl. S. 102).

Das fast vierzig Seiten lange Hauptkapitel der Arbeit mit dem Untertitel „Graphetische Variation in Handschriften“ (Kap. 4, S. 103–142) liefert schließlich die Ergebnisse der Untersuchung und wird eingeleitet von folgendem vielversprechenden Satz: „Die Grundformvariation in den handschriftlichen Texten ist enorm“ (S. 103) – und sie wird in insgesamt acht Unterkapiteln aufgearbeitet. Zunächst werden drei Möglichkeiten benannt, die eine Positionsabhängigkeit gewisser Grundformen eines Graphems bedingen können:

Diese Positionsabhängigkeit kann unter anderem individuell, situativ oder motorisch bedingt sein. Individuell wäre sie, wenn bestimmte Personen ganz bestimmte Grundformen bevorzugt nutzen, die man als idiosynkratisch bezeichnen könnte. Situativ abhängige Allographie hieße, die Grundformenauswahl wäre von der Schreibsituation abhängig, wer also z. B. gestresster ist, wählt andere Grundformen. Eine motorisch abhängige Allographie wäre die Auswahl bestimmter Formen aufgrund einer vorhergehenden oder nachfolgenden Form [...]. (S. 103)

Diese Kategorien lassen sich diskutieren, insbesondere da einige Überlappungen naheliegen. Viel zentraler sind aber ohnehin die Fälle, die sich nicht durch diese Kategorien erklären lassen, und was folgt, ist eine hochinteressante Diskussion von einzelnen Befunden, die insgesamt verdeutlichen, „dass grammatische Phänomene eine Erklärung für gefundene Variationen bieten“ können (S. 143). Hier sollen nur einige von ihnen beispielhaft für ihre jeweilige Analyseebene genannt werden: die graphetische Differenzierung von Voll- und Reduktionssilben durch unterschiedliche Grundformen des <e> (vgl. Kap. 4.2 „Polyfunktionalität, Distinktivität, Ambiguität und Ikonismus“, S. 107–113); die Beobachtung, dass „die Phonographie in der Schrift

¹¹ Als besonders eindrucksvolle Beispiele, die auch eingehend besprochen werden, können hier die vielen Grundformen des (vgl. S. 95–97) und <f> (vgl. S. 86–93) gelten.

¹² Vgl. Beatrice Primus: A featural analysis of the Modern Roman Alphabet, in: *Written Language & Literacy* 7, 2004, Heft 2, S. 235–274; Beatrice Primus: Buchstabenkomponenten und ihre Grammatik, in: *Orthographietheorie und Rechtschreibunterricht*, hg. v. Ursula Bredel, Hartmut Günther, Tübingen 2006, S. 5–43.

keine so große Rolle spielt“ (S. 117; Kap. 4.3 „Phonographische Schreibungen“; S. 113–117); die Funktion des Punktes – bspw. auf dem ⟨i⟩ – als Schriftunterbrecher¹³ oder die Relevanz der Verbundenheit zweier Grundformen als zusätzliches (graphetisches) Kriterium für die Annahme komplexer Grapheme wie ⟨ch⟩ (vgl. Kap. 4.4 „Graphotaktik“, S. 117–130); ein reduziertes ⟨r⟩ am Silbenrand (vgl. Kap. 4.5 „Silbische und prosodische Schreibungen“, S. 131–136); signifikant häufigere Unterbrechungen der Schrift an Kompositions- und Derivationsgrenzen (vgl. Kap. 4.6 „Morphologische Schreibungen“, S. 136–138); die Verwendung bestimmter Grundformen an bestimmten Positionen im Wort (vgl. Kap. 4.7 „Das Wort“, S. 139f.). Um diese doch heterogenen Fäden zusammenzuführen, illustriert der Verfasser in „Phonographie, Graphotaktik, Syllabographie und Morphographie im Überblick: Das ⟨h⟩“ (Kap. 4.8., S. 140–142) diese verschiedenen Analyseebenen am Beispiel des ⟨h⟩, das im Deutschen durch besondere Polyfunktionalität gekennzeichnet ist – es hat eine phonographische Funktion, kann silbenstrukturell bedingt sein (als Dehnungs-⟨h⟩ oder als silbeninitiales ⟨h⟩), kann in Kombination mit dem |c|¹⁴ auftreten und fungiert als etymologischer Marker (wie in ⟨Bibliothek⟩) (vgl. S. 141). Die Verteilung der ⟨h⟩-Formen ist auffällig, doch sind viele der einzelnen Häufungen in Anbetracht der genannten Funktionen nicht signifikant. Diese Ergebnisse unterstreichen einen Eindruck, der beim Lesen der Arbeit an einigen Stellen aufkommt: Die Fragestellung und die Art, wie sie untersucht wird, sind womöglich wichtiger als die Antwort (zumindest zu diesem Zeitpunkt und in Anbetracht der präsentierten Ergebnisse). Das schmälert keineswegs den Wert der Arbeit, sondern deutet vielmehr darauf hin, dass weitere Arbeiten dieser Art notwendig sein werden. Dieses Desiderat klar aufzuzeigen, ist ein großes Verdienst der Studie.

In einer konzisen Zusammenfassung mit dem Untertitel „Eine Theorie der handschriftlichen Linguistik“ (Kapitel 5, S. 143–146) bringt Reinken den Mehrwert seiner Arbeit auf den Punkt. In einer ansprechenden Überblickstabelle (vgl. S. 143) wird illustriert, welche grammatischen Einheiten auf Basis seiner Analyse in der Handschrift sowohl paradigmatisch als auch syntagmatisch markiert werden – oder eben nicht. Diese Erkenntnisse werden in Folge „in einem Zwiespalt zwischen Distinktivität und Ökonomie“ (S. 144) verortet. Die Funktionalisierung von bestimmten Formen, und damit eine Zunahme an Distinktivität, zieht eine Erhöhung

¹³ Am Beispiel des Punktes zeigt sich auch die Komplexität und Unberechenbarkeit der Datenauswertung, da hier eine anfängliche Hypothese (der Punkt werde nicht bei der Produktion des |i|, sondern erst gegen Ende der Wortschreibung gesetzt, vgl. S. 120) vom Verfasser zugunsten einer passenderen Erklärung (der Punkt als Schriftunterbrecher, vgl. S. 123) verworfen wird.

¹⁴ Während Grapheme in eckige Klammern gesetzt werden, stehen zwischen senkrechten Strichen abstrakte graphetische Einheiten, d.h. spezifische Grundformen oder Buchstaben als formale Sammelkategorien mehrerer Grundformen, die (noch) nicht bezüglich ihrer graphematischen Funktion klassifiziert wurden oder keinen Graphemstatus besitzen (vgl. Fuhrhop, Peters [Anm. 2], S. 199); Letzteres trifft auf das |c| im Deutschen zu.

des Forminventars nach sich, „was sowohl für Schreiber:innen als auch für Leser:innen eine ökonomische Herausforderung darstellt“ (S. 145). Doch kommt es außer bei ⟨e⟩ und ⟨h⟩ ohnehin nicht zu diesem Prozess. Was sich stattdessen beobachten lässt, ist eine Funktionalisierung des konstruktionellen Ikonismus: „An linguistisch markierten Stellen [...] kommen eher auch graphetisch markierte Grundformen“ (S. 145). Demgegenüber werden aber auch oft Ambiguitäten zugelassen, d.h. Distinktivität wird verringert. Diese Ansätze einer Erklärung für die Ergebnisse der Untersuchung sind hochinteressant, bleiben aber insgesamt vage. Hier wäre eine ausführlichere Rückführung in eine Theorie (die der Untertitel des Kapitels ja verspricht) wünschenswert gewesen.

In diesem letzten Kapitel wird auch ein kleiner Ausblick gegeben. Demnach wäre zuallererst eine Ausweitung der Untersuchung auf (weitere) metrische und syntaktische Phänomene gewinnbringend. Zudem könnte der Wechsel zu (oder vielmehr das Hinzunehmen) einer Leseperspektive aufzeigen, „inwieweit die visuellen Markierungen auf der Rezeptionsseite tatsächlich genutzt werden“ (S. 146). Zuletzt wäre es selbstredend spannend, ähnliche Studien auch für andere Sprachen und deren Schriftsysteme durchzuführen, insbesondere im Hinblick auf die Annahme, dass die Graphetik (wie die Phonetik) im Gegenzug zur Graphematik (und der Phonologie) prinzipiell sprachunabhängig ist, was eben die Frage aufwirft, ob funktionale Verbindungen an der Schnittstelle zwischen Graphetik und den verschiedenen Ebenen eines Sprachsystems in irgendeiner Form eine Universalie darstellen.

Insgesamt kann festgehalten werden: „Die Grammatik der Handschriften“ beweist eindrucklich, dass die Handschrift eben nicht nur „der Akzent der Hand“¹⁵ ist. Sie ist eine Art der Materialisierung schriftlicher Sprache, die ihre eigenen Funktionen und Eigenschaften aufweist, und zwar nicht nur in sozialer, sondern eben auch in grammatischer Hinsicht. Bisher galt die Druckschrift in vielen, vor allem synchron orientierten und strukturell ausgerichteten schriftlinguistischen Werken als ‚neutrales‘ Nonplusultra und wurde demnach behandelt, als wäre sie der (oft implizit als dematerialisiert verstandene) Default. Niklas Reinken zeigt, dass dies eine reduktive Sichtweise ist, und haucht damit der Handschrift auch im Rahmen der (Schrift-)Linguistik neues Leben ein.

*Dr. Dimitrios Meletis
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Sensengasse 3A*

¹⁵ Dies behauptet aber gerade ein Zitat eines/einer anonymen Autors/Autorin, das Reinken der Arbeit voranstellt: „Handwriting is just your hands’ accent“. Die Wahl dieses Zitats mutet etwas seltsam an, da hier eher die Individualität sowie damit verbundene soziolinguistische Variablen und Konnotationen angesprochen werden, die im Rahmen der Arbeit eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Da das Zitat auch nicht explizit aufgegriffen wird, fehlt hier eine Kontextualisierung.

Buchbesprechungen

*1090 Wien
Österreich
dimitrios.meletis@univie.ac.at*